Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

„Nulla dies sine linea“

„Es muss eine unerhörte Zeit gewesen sein, als man sich füreinander interessierte.“

(Wilhelm Genazino)

Heute wurde bekannt, dass der Verleger Klaus Wagenbach am 17. Dezember gestorben ist. Ich bin ihm im Laufe der Jahrzehnte immer mal wieder begegnet. Einmal habe ich mit meinem Freund Lothar Baier, dessen Bücher Klaus Wagenbach verlegte, den Stand des Verlages auf der Buchmesse besucht, und wir haben eine Weile mit ihm geredet und ein Glas Rotwein getrunken. Auch Peter Brückners Bücher sind all die Jahre bei ihm erschienen. Mein in Berlin lebender Freund Claus berichtet, dass er im Radio im Laufe des heutigen Tages eine Meldung über den Tod Wagenbachs gehört habe, die mit dem Hinweis verbunden war: „Seine besondere Liebe galt Franz Kafka, bei dem er promoviert hatte.“ Das müsse, so hofft er, nicht kommentiert werden.

***

Habe aus Alters- und Hinfälligkeitsgründen den Weihnachtsputz in zwei Teile geteilt. Heute Teil eins, morgen Teil zwei. Ich putze zwei bis vier Mal im Jahr und einmal davon vor Weihnachten. Mit Feuchtdurchwischen und allem pipapo. Natürlich ohne Fensterputzen, was ich zum letzten Mal vor zwanzig Jahren gemacht habe. Man kann gerade noch so durch die Scheiben hindurchschauen. Eben sah ich vom Schreibtisch aus einen bleichen Beinahe-Vollmond über den Bäumen im Nachbargarten stehen, während auf der anderen Seite des Hauses bereits dir Sonne aufging. Heute ist wieder ein kalter und sonniger Wintertag. Gestern bin ich nach getaner Arbeit zur Lahn geradelt. Auf dem Uferweg traf ich ein älteres Ehepaar, das sich vor einiger Zeit als Leser meiner Kolumne im Gießener Anzeiger zu erkennen gegeben hat. „Ei, schließen Sie sich uns doch an, da können wir e bissi schwätze. Dann geht sich‘s leichter.“ Wir gingen über die Felder zum Männerbadeverein und dann den Uferweg wieder zurück.

… im Frühjahr wird alles anders!
Foto: Sebastian Ganso auf Pixabay

***

Weil die Erschütterung über den Kommentar-Shitstorm bei Telepolis immer noch nachwirkt und mir der Text so gut gefällt, habe ich den ersten Absatz eines Artikels von Franz Schandl abgeschrieben. Die Passage entstammt einem Text, der *Vom Weiden in den Eingeweiden* heißt und in Nr. 83 der in Wien erscheinenden Zeitschrift Streifzüge enthalten ist. Das Heft beschäftigt sich mit dem Thema *Dystopie*. Es ist auch ein kleiner schwarzer Text von mir darin enthalten: https://www.streifzuege.org/2022/der-maulwurf-ist-tot/

Hier nun der Anfang von Schandls Text:

Den Begriff „Shitstorm“ hätte man gar nicht erfinden müssen, würde man das Wort „Posting“ nur richtig abteilen: Postings sind POstings. Denn zweifellos, im Arsch sind die meisten Absonderungen, die man unter dieser Rubrik lesen kann. Und aus dem Arsch kommen sie auch. Der Unterschied zu früher ist allerdings, dass sie einstens dort verblieben oder nur privatim an stillen Orten Erleichterung verschafften. Jetzt jedoch sind die Schleusen offen, dank Netz ist jeder Dreck publizierbar. Die implementierte Kommentarfunktion entwickelt sich nicht zum interaktiven Durchbruch, sondern zum introspektiven Durchfall. Postings ähneln einem vollzogenen Stuhlgang. Das Feedback geht äußerln. („Äußerln“ ist Wienerisch und bedeutet soviel wie: Den Hund zum Kacken in den Park führen.) *Bereit zum Gefecht, sitzen die Kampfposter an ihren Geräten. Gierig fressen sie rein, und eilig scheißen sie raus. Das Aufgestaute wird wird abgelassen, ist es draußen, ist man erlöst. Was als Demokratisierung der De-*

batten propagiert wurde, entpuppt sich oft als mentales Fiasko der beteiligten Gemüter. Evil minds. Es ist das Weiden in den Eingeweiden, das sich hier Öffentlichkeit verschafft. Es sind Ausflüsse von Unlust und Unmut, nicht Ermächtigungen des Denkens. Nicht um kognitive Gewinne geht es, sondern um Dickdarmbewirtschaftung. Das meiste ist Kacke. Würde Zensur nicht greifen, wäre es noch schlimmer.

***

Hohensolms und seine Umgebung in der Abendsonne

Foto: Solmesius, Lizenz: CC BY-SA 3.0

Bei wunderbarem sonnigen Winterwetter bin ich heute nach Hohensolms gefahren. Glücklicherweise sprang das Auto noch an, das mindestens drei Wochen am selben Platz gestanden hat und nicht bewegt worden ist. Ich stellte es unterhalb der Burg ab und ging durch die Felder und Wiesen Richtung Großaltenstädten. Hier trifft man eine Heidelandschaft an, die wir der Eiszeit zu verdanken haben, die die entsprechende Vegetation mit sich geführt und hier abgeladen hat. Für mich ist diese Gegend mit vielen Erinnerungen verknüpft. Zum Beispiel an meinen letzten großen Spaziergang mit Lothar Baier. Bald darauf wanderte er nach Kanada aus und nahm sich dann dort das Leben. Ich denke oft an ihn und vermisse ihn. Von meinen Freunden, die in Hohensolms gewohnt haben, habe ich letztes Jahr in Folge 14 des Coronatagebuchs bereits berichtet. Auch mit Fritz war ich gelegentlich hier. Ich weiß noch, dass wir an einem herrlichen Sommertag auf Heuballen saßen und Fritz Sätze aus einem Theaterstück rezitierte, in dem er gerade mitspielte. Ich sah ihn vor zwei Wochen mal wieder im Polizeiruf. Er spielt dort den Bullen, bei dem im Revier alles zusammenläuft und der stets vermeldet: „Der Bericht von der Spurensicherung liegt jetzt vor.“ Sein schauspielerisches Talent ist mir zum ersten Mal aufgefallen, als irgendwo im Vogelsberg ein Supermarkt öffnete, der sich „Bimbomarkt“ nannte. Für Fritz stand sofort fest: Da müssen wir hin und etwas machen! Er malte sich pechschwarz an, flocht sich einen riesigen Knochen in die Haare und trug eine grellbunte Boxershort. Der Geschäftsführer rief die Polizei, die Fritz vorübergehend in Gewahrsam nahm. Die Firma machte dann aber doch nichts aus der Sache, es wäre zu peinlich gewesen. Fritz hatte ohnehin die Lacher auf seiner Seite.

Früher haben die Amis in der Großaltenstädtener Heide Manöver abgehalten und grauenhafte Verwüstungen angerichtet. Während meiner Gefängniszeit habe ich mich hier einmal mit ei-

ner kompletten Zigeunersippe getroffen, deren Sprössling in Butzbach einsaß und für den ich diesen Ausgang rausgeschlagen hatte. Er hieß Wilhelm und bestand darauf, dass er ein „Zigeuner“ war und auch so genannt wurde. Es war für alle Beteiligten ein toller Tag. Abends fuhr Wilhelm brav mit mir in den Knast zurück, zur Verwunderung der Bediensteten, die auf seine Flucht gewettet hatten. Sie hätten das auf den „Wandertrieb der Zigeuner“ zurückgeführt. Der wurde häufig bemüht, um Sinti und Roma Ausgänge zu verwehren.

Mitten auf dem Weg lag ein Bonbon. Da es noch in Papier eingewickelt und nicht verdreckt war, hob ich es auf und lutschte es. Es schmeckte nach Zitronenmelisse. Ein Reh sprang über den Weg und verschwand im angrenzenden Wald. Ein Harvester hatte tiefe Spuren auf den Wegen hinterlassen. Über den Pfützen, die sich in den Furchen gebildet hatten, lagen dünne, durchsichtige Eisschichten, die ich absichtlich zertrat, um das Geräusch zu hören, mit dem sie einbrachen.

Zu guter Letzt zuzzelte ich noch einige Hagebutten aus, die wunderbar fruchtig schmeckten. Nach ungefähr drei Stunden langte ich beim Auto an und fuhr zurück.

***

Ich werde die Tage schreibend verbringen, wollte ich eben an einen Freund schreiben. Aber ich schrieb: „Ich werde die Tage schreiend verbringen.“

Das Schreiben ist meine Art zu schreien und die in diesem Schreien enthaltene Wut zu sublimieren. Diese Wahrheit steckt in diesem Verschreiber. „Nulla dies sine linea“, heißt es bei Sartre, der das Schreiben als eine Art von Neurose begriff, als eine angstmindernde Zwangshandlung. Ohne dieses tägliche Ritual würde auch ich von Angst überflutet, was gelegentlich dennoch geschieht. Nicht alles lässt sich schreibend bannen. Die von den frühen Traumatisierungen erzeugte Angst muss in Abwehrritualen gebunden werden, damit man mit ihr leben kann. Die Angst ist dadurch nicht aus der Welt, kann aber im Zaum gehalten werden. Man merkt das stets dann, wenn einem angstmindernde Rituale genommen werden. Ein kritischer Moment in meiner Biographie war das Ende meiner sportlichen Aktivitäten, die mich nicht nur mit narzisstischen Gratifikationen versorgte, sondern dadurch auch Ängste überwinden half. Der Sport hatte mir den Weg zur Welt der anderen gebahnt und spielte daher stets eine enorme Rolle in meinem Leben. Meine große Furcht besteht darin, dass eines Tages das Schreiben nicht mehr funktioniert, dass mein Hirn versagt und mir die Wörter nicht mehr einfallen. Auch das Ende der Berufstätigkeit leitete eine kritische Lebensphase ein. Offensichtlich waren Ängste auch in Arbeitsvorgänge und kollegiale Bezüge gebunden, lösten sich nun aus dieser Legierung und drohten mich zu überschwemmen. Meine Rettung fand ich im Schreiben, das eben viel mehr

Die von den frühen Traumatisierungen erzeugte Angst muss in Abwehrritualen gebunden werden, damit man mit ihr leben kann

ist als das Aneinanderreihen von Worten und das Füllen von Seiten. Es ist mein Lebenselexier und meine Art des In-der-Welt-Seins.

***

„Über einen Toten erst recht hat niemand Gewalt.“

(Walter Benjamin)

Bild von Mylene2401 auf Pixabay

Am Heiligen Abend schicke ich früh am Morgen eine E-Mail an eine Freundin, die in Frankreich lebt und eine bekannte Schriftstellerin ist. Gegen Mittag finde ich die Antwort. Ihr Mann teilt mir mit, dass B in der letzten Nacht gestorben ist. Die Nachricht trifft mich wie ein unvermittelter Schlag. Ich muss mit jemandem darüber reden und gehe am Nachmittag mit einem Freund eine Runde durch die Stadt. Ich erzähle ihm von B und unserem Kennenlernen. In der Tiefgarage eines großen Mietshauses steht mitten in der Betonwüste ein bunt geschmückter Weihnachtsbaum. Der Baum mildert nicht die Trostlosigkeit der Umgebung, sondern hebt sie hervor. A ist mit seiner Mutter verabredet und ich begleite ihn bis zur Tür seines Hauses. Mir ist noch nicht danach, nach Hause zu gehen. Ich gehe Richtung Alter Friedhof. Auf dem Weg dorthin durchquere ich einen kleinen Park. Auf einer Bank sitzen zwei junge Migranten und spielen mit kunstvoll geschnitzten Figuren eine Partie Schach. Sie nehmen es nicht so ernst und lachen. Mit Geschenken beladene Passanten hasten zu ihren Autos. Auf dem Alten Friedhof feiern Christen einen Gottesdienst unter freiem Himmel. An verschiedenen Stationen, die über den ganzen Friedhof verteilt sind, wird von Kindern und Erwachsenen die Weihnachtsgeschichte gelesen. Den Weg von Station zu Station haben sie mit Kerzen markiert. Auch am Grab Röntgens haben sie eine Kerze aufgestellt. Ich setze mich auf meine Lieblingsbank und hänge meinen Gedanken nach. Sie kreisen um B. All das Ungesagte, all das Versäumte und Unabgegoltene. Jeder Veränderungsprozess ist dadurch versperrt, dass er zu spät kommt. Mitten auf dem Friedhof spüre ich die Gewalt des Todes, der alles zum

Verstummen bringt und jede weitere Verständigungsmöglichkeit abschneidet. Die Prozession der Christen zieht an mir vorüber. Jemand wünscht mir frohe Weihnachten. Das Ganze wirkt seltsam irreal. Während rund um den Friedhof die Motoren röhren und der Konsum seine obszönen Orgien feiert, ziehen hier die letzten Christen an mir vorüber und feiern die Geburt des Heilands im Stall von Bethlehem. Die Dämmerung bricht an. Mit ihr kommen allabendlich die Krähen von den Feldern in die Stadt. Sie legen auf dem Alten Friedhof einen Zwischenstopp ein. Ihr Krächzen übertönt die Weihnachtslieder der Christen. Die über den Friedhof verteilten Kerzen beginnen jetzt erst richtig zu leuchten. Die Friedhofstür quietscht in den Angeln und fällt hinter mir ins Schloss. Zu Hause empfängt mich der Duft einer Pizza, die U bereits in den Ofen geschoben hat. Ich packe die Geschenke ein und steige zu ihr hinauf.

An den Weihnachtsfeiertagen habe ich eine Art Nachruf auf Birgit Vanderbeke geschrieben. Am Montag nach Weihnachten tauchte die Nachricht von ihrem Tod in den Medien auf. Mein Nachruf ist unter anderem in der Berliner Wochenzeitung *der Freitag* erschienen und hier nachzulesen: https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/u-boot-literatur

Birgit Vanderbeke, 2011

Foto: Justus Nussbaum, CC BY-SA 3.0 , via Wikimedia Commons

***

In einem Vorort von Gießen sah ich vor ein paar Tagen eine umgeknickte Ampel. Offenbar war in der Nacht zuvor ein Betrunkener mit seinem Auto gegen sie geprallt und hatte sie etwa einen halben Meter über dem Boden erwischt und umgebogen. Das Irre war: Sie funktionierte noch, und sie zeigte gerade grün. Ich nahm das symbolisch und als Prophezeiung, wie es in Berlin weitergeht. Die gleich zu Beginn böse gebeutelte Koalition wird es überleben und sie wird womöglich im Laufe der Zeit grüner werden.

***

Stadtfeste, Weihnachtsmärkte und Rummelplätze faszinieren mich seit jeher nur im Stadium des Auf- oder Abbauens. Als ich heute durch die Stadt ging, wurden gerade die Buden und Stände des Weihnachtsmarkts abgebaut. Richtung Marktplatz stand hinter einer Bude ein rot gewandeter Plastikweihnachtsmann, der eine Nickelbrille trug. Sein Weihnachtsmann-Mantel hatte ein wenig gelitten, der Pseudo-Pelzbesatz am unteren Saum war verschmutzt. Nun war er hinter der Bude achtlos abgestellt und wartete auf den Abtransport. Seine Zeit ist abgelaufen, er wird in irgendeiner Scheune bis zum nächsten Jahr eingelagert. Vorher kommen seine Klamotten in die Reinigung.

Ein paar Meter weiter bewundert ein Ehepaar einen grau-braunen Hundewelpen, den ein Mann an der Leine mit sich führte und wahrscheinlich als Weihnachtsgeschenk bekommen hatte. „Früher gab‘s die ja nur in Schwarz“, sagte der Mann gerade, als handele es sich um ein Automodell mit einer besonders edlen Lackierung. Und so ungefähr ist es ja auch.

Zwei Verkäuferinnen sitzen draußen auf dem Fenstersims ihres Geschäfts, rauchen und sprechen offenkundig über eine Kollegin, die Skrupel hat, einen Flug anzutreten. Da sagt die eine: „Ich hab ihr gesagt: Wenn du das Bedürfnis hast zu fliegen, dann flieg doch!“ So einfach ist das. Als gebe es keine anderen Kategorien.

***

Bei Urban Priols Jahresrückblick erzählt er, er habe neulich vor einer Pizzeria ein Schildstehen sehen, auf dem stand: „Leute, die denken, dass eine Impfung ihre DNA verändert, sollten das als Chance begreifen.“ Überhaupt war Tilt 2021[1] wieder mal eine echter Knaller und Kracher. Wer‘s versäumt hat, kann sich‘s in der 3sat-Mediathek noch anschauen.

***

Bild von Steve Buissinne auf Pixabay

Vorn im Park begegne ich beinahe täglich einem alten Türken oder Griechen oder vielleicht auch Kurden. Wahrscheinlich ist er nicht älter als ich, was aber nur sagt, dass auch ich alt bin. Alt sein sieht in verschiedenen Kulturen verschieden aus. Er hat dort seine Bank, auf der er sich niederlässt und seinen Gedanken nachhängt. In gewissen Abständen dreht er seine Runden. Dabei führt er seinen Stock mit sich. Dabei handelt es sich nicht um einen gekauften Spazierstock, sondern einen selbst geschnittenen und mit Schnitzereien verzierten Stock, der ihm bis zur Hüfte reicht und der mit einer metallenen Spitze versehen ist. Ich kenne solche Männer mit solchen Stöcken aus den Bergen des Südens. Ich vermute, dass der Stock eine Reminiszenz an seine Heimat darstellt. Sein Vater und dessen Vater und auch schon dessen Vater sind mit ihren Ziegen oder Schafen auf höher gelegene Weiden gezogen, wobei sie solche Stöcke einsetzten, um die Tiere zu dirigieren und die Herde zusammen zu halten, sich selbst auf steinigen und steilen Pfaden Halt zu geben und in ruhigen Momenten sich aufzustützen und auszuruhen. Ab und zu sitzt er auf seiner Bank und schnitzt ein wenig an ihm herum. Der Stock als endlose Schnitzerei. Manchmal scheint es mir so, als symbolisiere dieser Stock seine Würde. Seit einiger Zeit grüßen wir uns. Manchmal, wenn ich mit dem

1 https://www.3sat.de/kabarett/kabarett-in-3sat/urban-priol-tilt-2021-102.html , verfügbar bis 15.3.2022

Rad durch den Park fahre, heben wir beide die Hand, um von Ferne zu signalisieren, dass wir uns wahrgenommen haben. An Silvester sah ich, wie er mit seinem Stock den Inhalt eines Abfallbehälters zusammendrückte, damit er Raum für weiteren Abfall biete. Es ist eben sein Park, für den er sich, im Unterschied zu den eiligen Konsumenten, die hier achtlos ihren Müll zurücklassen, verantwortlich fühlt. Als ich an ihm vorüberging, richtete er das Wort an mich: „Ich wünsche dir alles Gute fürs neue Jahr und bleib gesund!“ „Das wünsche ich Ihnen auch“, erwiderte ich. Eine gewisse Scheu hinderte mich, ihn zu duzen. Das erschiene mir zu plump und übergriffig. Was unterschiede mein Duzen vom obligatorischen Ausländer-Duzen? Ich kenne dieses von oben kommende Du aus dem Umgang der Bediensteten mit den Gefangenen. Es hat etwas vom Brecht‘schen „Geherda“. Es ist immer eine Herablassung, ein Gefälle in dieser Form des Duzens. Wenn wir uns eines Tages mal länger unterhalten und ein wenig kennengelernt haben, kann ich mir vorstellen, den alten Mann zu duzen.

***

„Sollte es denn Jahrhunderte dauern, diese Welt, diese Menschen zu ändern? Jeder von uns hatte doch nur ein Leben vor sich. Was sollte man tun?“

(Victor Serge)

Bild von Click on , consider Thank you! auf Pixabay

Der Jahresbeginn fällt beinahe mit meinem Geburtstag zusammen. Ein doppelter Anlass, nachzudenken und zu bilanzieren, Im Großen und Ganzen ist wieder mal bloß Zeit vergangen. Veränderungen sind nicht zu verzeichnen, außer dass ich dem Ende ein Stück näher gekommen bin und der körperliche Zerfall vorangeschritten ist. Was hat das Jahr 2021 außer Händewaschen gebracht? Bin ich weiter gekommen, bin ich ein anderer geworden? Kann man in meinem Alter und unter den herrschenden Bedingungen überhaupt ein anderer werden? Ich habe einiges geschrieben, das zumindest mir bleiben wird. Andere lesen meine Texte eh nicht oder selten. Wäre ich auf Resonanz und Bestätigung von außen angewiesen, stünde es schlecht um mich. Für mich bleibt hängen, dass ich mein Wissen über Räuber und Gauner in Deutschland aufgefrischt und mich noch einmal gründlich mit dem Postraub in der Subach beschäftigt habe. Aus dem amorphen Zeitbrei des Jahres 2021 ragt der

Tag heraus, den ich mit Wolfgang Platt und Björn Gauges in der Subach verbracht habe. Ich habe für den Gießener Anzeiger über diesen Ausflug berichtet: https://www.giessener-anzeiger.de/stadt-giessen/reiche-beute-im-hohlweg-91204313.html

Sich in eine Schar armer Bauern und Tagelöhner um 1820 herum hineinversetzt zu haben, hat mir wirklich etwas gebracht. Die Welt um 1800 herum hat mich immer schon interessiert. Eine Zeit großer geschichtlicher Umbrüche, die uns einiges lehren kann über die Gegenwart, die ja ebenfalls durch Umbrüche epochalen Ausmaßes gekennzeichnet ist. Über die Analogien von einst und heute habe ich in einem großen Artikel für die junge Welt ein paar Thesen formuliert. Bereichert hat meine Erfahrungen auch der Besuch der Suizidausstellung im Kasseler Museum für Sepulkralkultur. Hängengeblieben ist mir vor allem die von Jean Améry aufgestellte Hypothese vom Augenblick, da ein selbstmordgeneigter Mensch zur Tat schreitet. Der Weg zum Freitod ist ein Sich-Aufsummieren von Demütigungen, die die Dignität, das Würdebedürfnis, des Suizidanten verletzen. Irgendwann ist das Maß des Erträglichen überschritten, und der lebenslange Zweikampf zwischen dem Todestrieb und den Lebenstrieben, zu dem ursprünglich die Lebenstriebe als die stärkeren angetreten waren, entscheidet sich zugunsten des Todestriebs. Dieser findet in der fortschreitenden Hinfälligkeit des Organismus‘ einen mächtigen Verbündeten. Die Quellen, aus denen ein Mensch seine narzisstische Zufuhr bezog, versiegen eine nach der anderen. Am Ende bleibt nur das Glück, das sich bei Erkenntnis einstellt. Solange mir das noch gelegentlich zuteil wird, ist noch nicht alles verloren.

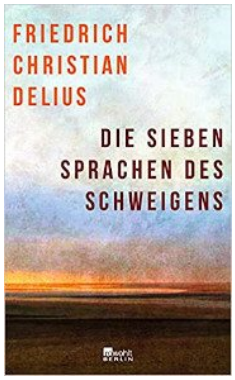
***

„ … mein ganzes Leben lang hatte ich mich abgemüht mit diesem Vater, hinter dessen Strenge und strenger Rolle ich die Liebe zu selten gefunden hatte, die ich brauchte, und den Schutz, den ich suchte.“

(Friedrich Christian Delius)

Ich sitze an einem sonnigen Januartag in der Fußgängerzone von Bad Wildungen auf einer Bank und warte auf U, die in einem Wollgeschäft verschwunden ist. Ich recke mein Gesicht der wärmenden Sonne entgegen. Ein paar Meter weiter stehen, an eine Hauswand gelehnt, zwei Migranten in der Sonne. Sie unterhalten sich in einer arabischen Sprache. Irgendwann kommen sie auf mich zu und sprechen mich an. Außenseiter erkennen sich an gewissen geheimen Zeichen, wie André Gide einmal gesagt hat. Sie fragen mich, warum die meisten Passanten gar nicht mitbekämen, was für ein wunderbares Wetter sei. Weil sie konsumieren und auf ihre Handys starren, antworte ich. Sie hasten aneinander vorüber und hetzen von einem Geschäft zum nächsten. Nur einer von beiden versteht, was ich sage. Er übersetzt dem anderen, der daraufhin lacht. Die Leute ignorieren die Sonne, füge ich noch hinzu. Das Wort

ignorieren sei ihnen unbekannt, was es bedeute? Nicht zur Kenntnis nehmen, nicht bemerken, nicht mitbekommen, erläuterte ich. Sie wiederholten beide mehrmals das Wort ignorieren. Sie seien gerade von ihrem Sprachkurs gekommen, der nach der Weihnachtspause wieder begonnen habe. Das Wort ignorieren sei ihnen dort noch nicht untergekommen, sie würden es nun aber bei nächster Gelegenheit mal anbringen. Heute hätten sie sich mit dem Winter beschäftigt und das Wort Schnee gelernt. Vor zehn Jahren sei hier der Schnee so hoch gelegen, sagte der eine und hielt seine abgewinkelte Hand in Hüfthöhe. Das habe ihnen ihre Lehrerin erzählt. Sie seien mit ihren Familien aus Syrien geflohen und froh, hier zu sein. Ob ich Aleppo kennen würde? Der ältere der Beiden hat vier Kinder, von denen drei bereits studieren. U kommt hinzu und zeigt ihre gerade erworbenen Stricknadeln vor. Wir plaudern noch ein Weilchen in der um U erweiterten Runde, dann verabschieden wir uns in Richtung Buchladen. Ich darf mir als nachträgliches Geburtstagsgeschenk ein Buch aussuchen und entscheide mich für den neuen Delius, der *Die sieben Sprachen des Schweigens* heißt. Ich halte große Stücke auf F.C., wie er früher genannt wurde. Seine Bücher begleiten mich durch mein Leben. Er besuchte in Korbach, das ganz in der Nähe liegt, die Alte Landesschule, bevor er zum Studium nach Berlin ging, wo er noch heute lebt. Wir setzen uns vor der Buchhandlung in die Sonne und trinken einen Cappuccino. U hat sich *Der Trost runder Dinge* von Clemens Setz gekauft, blättert darin herum und betrachtet die Bilder, die Setz dem Text beigefügt hat. Neulich haben wir gemeinsam seine Büchner-Preis-Rede gelesen. Als die Sonne hinter den Dächern der gegenüberliegenden Häuser versinkt, wird es kalt und wir brechen auf. Auf dem Rückweg zum Auto begegnen wir einem der beiden Syrer. Er lächelt und winkt uns zu.



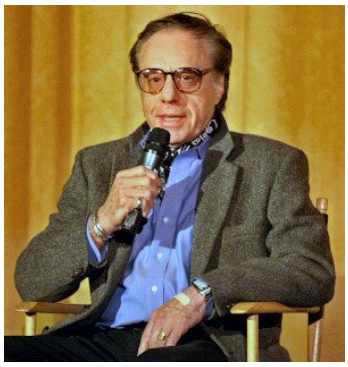
Rowohlt Verlag, v. 14.9.2021, 192 S., 20€
ISBN: 978-3737101134

*

Am Tag darauf gehe ich in der anbrechenden Dämmerung über die Felder. Es ist eigentlich den ganzen Tag über dämmrig gewesen. Von Herzhausen her dringt das Pfeifen der Edertalbahn zu mir herüber. Der Wind treibt leichte Schneeflocken vor sich her. Irgendwo jault eine Motorsäge. Am Waldrand hat jemand ein Feuer entzündet, das weithin leuchtet und etwas Tröstliches hat. Ein Mann mit Hund kreuzt meinen Weg. An manchen Stellen bleibt der Schnee liegen. Krähen staksen auf Nahrungssuche über die schwarz daliegenden, kahlen Felder. Auf dem Rückweg statte ich einer alten Dame einen Besuch ab, die noch meinen Vater gekannt hat. Seit vor etlichen Jahren ihr Mann gestorben ist,

Bild von Gerd Altmann auf Pixabay

lebt sie allein. Zwei Mal pro Woche wird sie zur Tagesbetreuung in ein nahegelegenes Alten- und Pflegeheim gebracht. Dort säßen die abgeschobenen Alten in ihren Rollstühlen und warteten auf den Tod. Gelegentlich würden sie aus ihrem Dämmerzustand aufgeschreckt von Pflegerinnen, die sie zu allerhand Mätzchen animieren wollten. Vor allem in den Wintermonaten wächst sich ihr Alleinsein manchmal zur Einsamkeit aus. Sie sitzt am Fenster und winkt den Leuten zu, die am Haus vorübergehen. Sie holt aus dem Keller ein Glas Honig, das sie mir schenkt. Das Angebot einer Bezahlung weist sie zurück. „Wann kommen Sie denn mal wieder?“, fragt sie zum Abschied. „Demnächst werde ich mal zum Schreiben herkommen und sie besuchen“, verspreche ich.
Am nächsten Tag packen wir, verabschieden uns von unseren Wirtsleuten und fahren über die Landstraße nach Hause, wo der Alltag auf der Lauer liegt.



Peter Bogdanovich

Der ursprünglich hochladende Benutzer war Eliaws in der Wikipedia auf Englisch(Originaltext: User:Eliaws), CC BY-SA 2.5, via Wikimedia Commons

Nun ist auch noch Peter Bogdanovich gestorben. Wir verdanken ihm einige äußerst sehenswerte Filme, zum Beispiel *The last Picture Show/ Die letzte Vorstellung* und *Paper Moon*, die ich wirklich großartig finde. Als sogenannter Amok-Experte war ich besonders an dem Film *Targets – Bewegliche Ziele* interessiert. 1966 hatte der ehemaligen Marinesoldat, Pfadfinderführer und Waffenliebhaber Charles Whitman zunächst seine Mutter und seine Frau im Schlaf erstochen, sich anschließend auf der Aussichtsplattform eines Turms verbarrikadiert, von wo aus er das Feuer auf den Campus der Universität von Austin eröffnete und 15 weitere Menschen tötete, bevor er schließlich von einem Polizisten erschossen wurde. Peter Bogdanovich drehte 1968 in freier Anlehnung an diesen Fall den Film *Targets – Bewegliche Ziele*, in dem der alte Hollywood-Haudegen Boris Karloff einen letzten großen Auftritt hatte.

***

Heute Vormittag sah ich einen kleinen, vielleicht dreijährigen dunkelhäutigen Jungen durch die Fußgängerzone hüpfen. Er strahlte mich an und war fröhlich. Allein dieses kleinen Jungen wegen müsste die Welt gerettet werden, dachte ich im Weitergehen.

❖

Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab‘ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ **Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege**

☛ **Alle aktuellen Texte im GEWerkschaftsMAGAZIN**